

Das Konzil von Ephesus (431)

Eine geistesgeschichtliche und religiöse Besinnung

Und wieder eine Gedenkfeier?
Sind wir denn nur rückwärtsgewandte Menschen? Anbeter untergegangener Sonnen?

Und dann umfängt uns doch wieder das Bewußtsein, daß für uns Katholiken die Vergangenheit irgendwie zu unserer Gegenwart gehört. Daß auch das Konzil von Ephesus, wie alle wahrhafte Geschichte der Kirche für uns nicht ein fernes „Einst“ ist, daß es mitten inne steht in unserem Lebendigen „Jetzt“.

Wir stoßen da auf zwei Haltungen, die um den katholischen Menschen von heute werben, um die er ringt. Zwei Haltungen zum Geschichtlichen in der Kirche, die in ihrem Gegensatz und Ausgleich ein feines Stück heutigen Geisteslebens ausmachen.

Es ist eben jene Abkehr nicht nur die Müdigkeit ob der ewig bunten Gleichgültigkeiten der sogenannten Menschengeschichte, die den Menschen fast verdrossen auf den Wellengang der Dinge schauen läßt, jene nur zu bekannte Müdigkeit des Historismus, die der Müdigkeit des Meeresstrandes gleicht, wenn man erst hinter dem stetig verheißenden Anlauf der Wellen und ihrem Aufbegehren wie zu unerhörter Tat nur den immer gleichen Rhythmus der Jahrtausende erkennt. — Nein, es ist ein starker Lebensdrang, dessen Lösung gerade gegenüber der Kirchengeschichte ist: Weg von der Erscheinung und hin zum Wesen! Der darauf besteht, daß die Geschichte unseres Glaubens uns nichts künden kann, was wir nicht schon in uns haben. Der aus dem eigenen Lebendigen Sein alles Geschehen da draußen nur flüchtig vorübergleiten sieht.

Erkennt man in dieser Haltung nicht einen Zug heutiger katholischer Geistigkeit, den man darum nicht gering achten darf, weil er sich zuweilen noch ungebärdig gibt?

Dann aber, wenn man schärfer hinhört, vernimmt man in vielen Kreisen doch wieder ein starkes Verlangen, die Kirche und was sie uns ist, aus ihrer Geschichte zu begreifen. Nicht bloß als die Tatsache, sondern als das Leben — unser Leben.

Es war eine geradezu überraschende Erfahrung, aus engeren Arbeitskreisen katholischer Akademiker wiederholt die Bitte zu vernehmen: „Wir möchten von der Kirchengeschichte hören.“ Und zwar von Menschen, denen es offenbar um inneres Verstehen ihrer Kirche zu tun war. Sie ahnten, daß hier Geschichte ein Zugang zu Tiefen sei.

Darf man an diese beiden Haltungen einen Wertmaßstab anlegen, ist die eine tiefer katholisch?

Man wird sich nicht wundern, wenn heute die katholische Seele auch gegenüber der Erinnerung an Ephesus diesen Zwiespalt verspürt.

Es möchte manch einer kurzerhand und mit einem stolzen Genügen sich auf sein „wesentliches Haben“ zurückziehen: Was kann mir das Wissen um fünfzehnhundert Jahre Formel und Formulierung bringen? Zu Ephesus stritt man — und weiß Gott, mit wieviel Menschlichkeiten — um den Sinn des

Dogmas, das mir der Glaube jederzeit als unantastbaren Besitz darreicht. Der echte, schlichte Christenglaube hat vorher gewußt, was er an seinem Heiland hat; er hat vor Ephesus seine Kraft nicht aus dogmatischen Formeln geschöpft; er geht auch nach Ephesus nicht bei dogmatischen Formeln zu Lehen. Die lebendige christliche Verkündigung hat es ihn immerdar gelehrt, was der Katechismus den Kleinen sagt: daß uns in dem Sohn der Jungfrau Maria der eine Heiland geschenkt wurde, wahrer Gott und wahrer Mensch zugleich, in der einen Person des göttlichen Logos. — Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig; sich diesen Besitz der Frohbotschaft anzueignen, in ihm und aus ihm zu leben, ist Auftrag, Bewährung und Erfüllung des Christenlebens. Lehrt uns die Wege, die zu den Schatzkammern innerlichen Erfahrens führen. Nicht Wissen ist das Heil — noch weniger Streiten, sondern Vollziehen.

Dieser Mensch des „Wesentlichen“ wird sich auch nicht sehr beeindruckt lassen, wenn der heutige Historiker mit gewichtiger Miene zu ihm tritt und ihm bedeutet:

Aber wir haben heute doch ganz andere Möglichkeiten, die wahren Vorgänge zu Ephesus zu sehen und zu werten. Die Forschung sieht jetzt, was kein Cyrill von Alexandrien und kein Leo von Rom, kein späteres Konzil und keine Kirchengeschichte bislang sah. Wir durchschauen das Getriebe menschlicher Leidenschaften, die an den Akten von Ephesus woben, an den gelebten und den geschriebenen, das offene und geheime Ränkespiel morgenländischer Kirchenpolitik, die leidige Eifersucht zwischen den beiden wichtigsten Patriarchensitzen, dem altangesehenen zu Alexandrien und dem in der kaiserlichen Gnade emporsteigenden zu Byzanz, die schwierige Stellung von Altrom, das räumlich und geistig den Dingen im Morgenland so fremd war und doch, wenn auch halb widerwillig, von beiden Seiten als Schiedsrichter angerufen wurde¹. Um nur das eine zu nennen, so fährt der Historiker mit Eifer fort: Sie wissen doch von der unlängst entdeckten Schrift des Nestorius über seine eigene Lebenstragödie?² In Wahrheit eine Stimme von jenseits des Grabes. Ein letzter Schrei des Verbannten, der nicht sterben kann, ohne es noch einmal hinausgerufen zu haben, daß er nicht der Keger sei, als den man ihn verurteilt und in die Wüste gestoßen habe, der sterbend das nahe Konzil von Chalcedon als seine beginnende Rechtfertigung begrüßt, das er unter der Führung des großen Leo von Rom im Begriffe steht, das Unrecht von Ephesus gutzumachen. — Endlich, eine Freude für jeden Wissenschaftler, die endgültige Ausgabe der Akten von Ephesus von Eduard Schwartz, ein Meisterwerk philologischer Kleinarbeit, das just zum Gedenkjahr fertig geworden ist und nun erst die philologische Grundlage zu einer wissenschaftlichen Durcharbeit bietet³.

Aber das alles wird den religiösen Menschen, den Menschen des „Wesentlichen“ nicht sonderlich anfechten. Am Ende, so läßt er sich mit Befriedigung

¹ Eine Darstellung der Ereignisse von Ephesus auf Grund aller Quellen und eine abwägende historische und theologische Wertung gibt E. Mann, Art. „Nestorius“, in: Dict. de Théol. cathol. XI (1930) 76—157.

² Unter dem Decknamen „Handel des Heraklides von Damaskus“. In der syrischen Übersetzung entdeckt (Hrsg. P. Bedjan, Paris 1910; französ. von F. Nau, ebd. 1910).

³ Eduard Schwartz, Acta conciliorum . . . Tomus I: Concilium universale Ephesenum, vol. 1—5 (Berlin 1923—1930, de Gruyter & Co.). In vol. 1, pars 8 auch ein vortrefflicher „Index chronologicus“ (II) der Ereignisse.

von besonnenen Forschern sagen, werden doch die Hauptlinien des Geschehens und des Beurteilens nicht merklich verschoben. Und zu einer ruhigen Beurteilung muß man doch jeweils die Staubwolke sich wieder legen lassen, die eine gewisse Forschung immer wieder aufwirbelt.

In der Tat, so nimmt nun der Mensch des katholisch-geschichtlichen Verstehens das Wort, es ist weder Aufgabe noch Ehrenpreis der Geschichte, sich mit unerhörten Erkenntnissen zu brüsten und damit hochmütig die unbefangene Überlieferung zu beschämen: ach, wie kindlich naiv! — um dann doch schließlich mit leeren Händen und leerem Herzen dazustehen.

Aber schon etwas ganz anderes ist es, um die Schicksale unseres Glaubens und unserer Kirche zu wissen, sie mit der Ehrfurcht zu erleben, die nur den Kindern der Familie eigen ist, wenn sie von den Kämpfen und Nöten der Väter hören.

Jedoch über diesen Segen der Pietät hinaus, die dankbar in dem ererbten Besitz das Mühewalten der Vorfahren grüßt, gibt es ein Durchdenken der Dinge von Ephesus, das uns auch unmittelbar den eigenen Glauben tiefer erleben läßt. Dann wird Geschichte zur Gegenwart und zeugt Vergangenheit neues Leben.

Dann muß man freilich zuerst erkennen, daß in Ephesus unter allen — vielleicht peinlichen Oberflächen starkes Leben zum Licht wollte. Es war doch im Grunde nur jenes Christusleben der Kirche, das nach Paulus zur Vollreise in uns drängt. Es war jene Glaubenskraft, die ein Jahrhundert zuvor die Väter von Nizäa zu dem machtvollen Bekenntnis vereinte, in dem des ewigen Logos ewige Krone erstrahlte: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort.“

Gerechtes Geschichtsurteil hat längst erkannt, daß jene Glaubenskundgebung der dreihundertachtzehn Väter am Freiheitsmorgen der Märtyrerkirche unter Konstantin einzig aus religiöser Tiefe kam. Nicht unheilige Lust, heilige Dinge dialektisch zu beklauen und zu zerreden, war es, die so unerschütterlich an der Formel vom „gleichen Wesen mit dem Vater“ festhalten ließ, noch weniger ein Einbruch des tief profanen Geistes hellenistischen Denkens, wie eine gewisse Dogmengeschichte uns eine Zeit lang glauben machen wollte, sondern recht eigentlich das christliche Bewußtsein, das gegen Dialektik und Hellenismus sich seines Eigenstandes wehrte. Mag sein, daß zu Ephesus die Gesamthaltung der Beteiligten nicht so heldenhaft einfach und straff erscheint, es geht doch um die gleichen Güter des Glaubenslebens.

Der Außenstehende — und wie viele sind es geblieben, die sich in der Dogmengeschichte zum Gerichte berufen glauben —, wird immer fast Argernis nehmen, wie ein Athanasius, und wer mit ihm zum Nizänum stand, unentwegt durch ein leidvolles Leben an der Lösung festhielt: Ist der Logos nicht wahrer Gott, dann ist nichtig unsere Erlösung. — Ganz ähnlich aber redet auch Cyrill, wenn er die eine göttliche Person des Heilands verteidigt. Ist das frömmelnde Redensart oder Ausdruck echter Frömmigkeit? So kann nur fragen, wer nie etwas von den Lebensstiefen christlichen Erlösungsglaubens erfahren hat. Sicher, man könnte sich eine Erlösung so denken — und Gott der Herr hätte sie uns sozudenken können —, daß irgend ein erwählter Mensch sie uns als Gnadenratschluß einfach auf Glauben und Treue hatte ansagen müssen. Aber das ist

gerade das Entscheidende im Christenstande, daß wir es nicht mit einem erdachten Heilstwege zu tun haben, sondern mit dem, den Gott uns in seiner Huld erschloß. Der „Weg“ aber ist Christus, der uns zugleich „Wahrheit und Leben“ sein will. Christus unsere Wahrheit, indem er unser wahres Leben wird: das ist das ewig neue Geheimnis unseres Christenstandes in der Frohbotschaft. Davon hatte in sieghafter Weltüberwindung die erste Christenheit erfahren: und dieses Königsgeheimnis wahrer Gotteskindschaft in der Gnade Christi will sich die Christenseele nun nicht mehr entreißen lassen. Darum das Kämpfen in Nizäa. Darum die heilige Eifersucht, die auch zu Ephesus unter allem menschlichen Streiten die Seele eines Cyrillus und der Seinen entzündet.

Zu Nizäa war der Blick der Glaubenskämpfer zunächst zu jenen letzten Höhen gegangen, die der vierte Evangelist in seinem Eingang gewiesen hatte: „Im Anfang war das Wort...“ Daß dieses Wort Fleisch geworden und unter uns gewohnt hatte, nicht als hehrer Gast, sondern als „Erstgeborener unter Brüdern“ im neuen Leben, das er selbst gebracht, das war dann als selbstverständlich mitgemeint und geglaubt. Aber es konnte im Fortschritt der christlichen Besinnung nicht ausbleiben, daß die gleiche Frage nach dem Wesen des Erlösers und damit nach dem Wesen der Erlösung gleichsam von der Erde her, von unserer menschlichen Erfahrung aus an den Herrn gestellt wurde. Eine Frage, die mit zarter Behutsamkeit und lenksamer Glaubensehrfurcht zu stellen war. Denn vor unsere irdischen Augen war doch zunächst der Menschensohn getreten, der Sohn der Jungfrau Maria, Jesus von Nazareth. Konnte da nicht wieder das innerste Anliegen des Heiles zur Frage werden? Wenn der fromme Glauben nicht dahin gelangte, in dem Menschensohn den ewigen Gottessohn zu umfassen, dann stand er doch wieder „draußen“, dann war die letzte Weihe des erlösten Menschenlebens in der gnadenvollen Einheit mit dem Gottesleben in Jesus nur ein schöner Traum gewesen. Es entschwand auch der Siegespreis von Nizäa, die Strahlenkrone des ewigen Sohnes des Vaters. Sie mochte weiter in dogmatischen Höhen schweben, aber sie war nicht länger unsere Ehrenkrone.

So war das christliche Anliegen in den Tagen von Ephesus.

Nicht so, als ob offene Feindschaft gegen die wahrhafte Gotteswürde Jesu, des Menschensohnes, angesagt worden wäre. Auch nicht von Nestorius, dem neuernannten Patriarchen von Konstantinopel, dessen Name bald unauslöschlich gebrandmarkt sein sollte. Vorab erschien er nur als Vertreter der berühmten Theologenschule von Antiochien und ihrer eindrucksvollen Christologie.

In der Tat hatten die großen antiochenischen Lehrer schönsten Gut der Glaubensüberlieferung zu bewahren und auszuprägen gehabt. Dem Evangelium in seinem menschlichen Verständnis galt ihre Liebe und ihr wissenschaftliches Bemühen. Daß es nicht überflüssig war, die geschichtlich-psychologische Wirklichkeit der Menschennatur des Herrn zu schützen, hatte noch jüngst die Irrlehre des Apollinarius von Laodizea gezeigt, die in bester Absicht, zum Schutze der Gottheit des Erlösers im Sinne des Nizänums, tatsächlich die wahre Menschheit Christi auflöste. Aber auch innerhalb der Kirche tat dem ungezügelden Drang der sogenannten allegorischen Schule, wie sie seit den Tagen

des großen Origenes vor allem in Alexandrien blühte, eine Gegenkraft von der Art der Antiochener not, sollte nicht schließlich durch geistvoll umdeutende Allegorie aller geschichtliche Selbststand der Heilsgeschichte verflüchtigt werden. Kein Zweifel, die antiochenische Schule hatte ihren Platz im Gesamtleben der Theologie. Tatsächlich wurde ihr dieser Platz in dem theologischen Friedensschluß von 433, der die ärgerliche Spaltung von Ephesus behob, von Cyrill gegenüber dem Patriarchen Johannes, dem Haupte der Antiochener, stillschweigend zugestanden, und das bald darauf folgende Konzil von Chalzedon (451) setzte sein Siegel darauf.

Was es für die lebendige Frömmigkeit bedeutete, daß ihr das Recht gewahrt blieb, in der herzegewinnenden Menschheit des Herrn zugleich ihrem Gott zu begegnen und mit Thomas niederfallend anzubeten: „Mein Herr und mein Gott“, ersehen wir vielleicht erst, wenn wir ihren Gang von Ephesus und Chalzedon aus bis auf die Höhe des Mittelalters verfolgen. Die lautersten Herzens-töne minniglicher Jesusfrömmigkeit, wie sie bei Bernhard von Clairvaux, bei Franz von Assisi, bei Bonaventura, dem seraphischen Lehrer, bei Katharina, der glühenden Leidensbraut von Siena, erklingen, sind nicht denkbar ohne den ernststen Unterton des Dogmas von den zwei Naturen. Diese süßeste Frucht des christlichen Mittelalters konnte nur auf einem Boden reifen, den die antiochenische Schule mit ihrer Lehre von der wahren Menschennatur Jesu bereiten half und das Konzil von Chalcedon weihte. Und dieser Segen einer echten Andacht zu Jesus, dem Menschensohn, hat sich seither noch immer reicher entfaltet. Man braucht nur das eine Wort „Herz-Jesu-Andacht“ zu nennen. Wir wissen doch, daß hier nicht etwa sentimentaler Unwert sich aufdrängt, sondern Quellen auftauschen, aus denen schon Bernhard und Franz tranken.

Freilich zeigt uns der gleiche Blick auf das religiöse Leben der Gegenwart auch das andere: wie gerade das emsige Eindringen in die Menschheit Jesu sein innerstes Wesen und damit den Kern der Jesusfrömmigkeit verfehlen läßt, wenn es nicht von dem ehrfürchtigen Glauben an seine wahre Gottheit geleitet wird. Die nichtkatholische Theologie kann auf lebendig geschriebene „Leben Jesu“ hinweisen, in die sie manch feine Beobachtung niedergelegt hat. Aber diese Theologie steht zum großen Teil in einem Tempel, der kein Mysterium birgt, es winkt kein ewiges Licht. — Aber auch eine Selbstbesinnung bei uns Katholiken wird mahnen, daß unsere Durchschnittsfrömmigkeit allzu leicht Gefahr läuft, sich mit einem vagen Begriff der „Reich-tümer Christi“ zu begnügen, und dabei schal wird. Es ist die Gefahr, die dem natürlichen Sinne stetig droht, wenn er es mit der Übernatur zu tun hat. Erst dieses Wissen läßt uns den Kampf zu Christus recht verstehen und den Siegespreis werten. Es schwebte eben jene Gefahr, den ganzen Christus zu verlieren, auch über der Christenheit. Oder besser, sie schwebte noch über der Theologie. Denn das ist ja das tröstliche Bild der Frühzeit, daß der Glaube der Gemeinden bisher und von Anbeginn in vortheologischer Gewißheit den vollen Glaubensinhalt unbeirrt lebte: sie hatte auch immer ihr Beten an den ganzen Christus gerichtet. Die Theologie aber hatte ihr Werk noch zu schaffen.

Es darf nicht überraschen, daß die nun obliegende dogmatische Klärungs- und Läuterungsarbeit nicht ohne Umschweife den geradesten Weg zu dem Ziel

nahm, das uns heute so selbstverständlich erscheint. Es ist auch gar nicht eine besondere Weisheit, von der gesicherten Höhe ererbten Besizes aus nachträglich jenen Führern bei ihrem ersten Anstieg zuzurufen, wie sie sich so viel Mühe und Verdruß und uns manches Unerbauliche hätten ersparen können, wenn sie — ja wenn sie eben nicht auch Menschen gewesen wären.

Aber es ist auch nicht allzu schwer, in dem verworrenen Gang der Dinge die wesentliche Linie zu erkennen, zunächst bei den Hauptpersonen.

Hat man erst einmal die theologisch-religiöse Gesamtlage begriffen, wie wir sie eben andeuteten, dann wird man in den aufsehenerregenden Predigten des Nestorius zu Konstantinopel, in denen er den längst gebräuchlichen Ehrentitel „Gottesgebärerin“ — dies war der Ausgangspunkt für alles Folgende — bestritt, nicht mehr die fast zufällige Entgleisung eines etwas beschränkten theologischen Händlersuchers erblicken, die nur gefährlich wurde, weil sie von ebenso beschränkten und streitsüchtigen Gegnern beobachtet ward. Denn in den — doch immer noch zahlreichen — Bruchstücken seines Schrifttums¹ erkennen wir deutlich eine zäh festgehaltene und vorangetragene Lehre, und die anfängliche Verteidigung, die er bei den Antiochenern fand, und die nur langsam einer Klärung im Sinne des Cyrillus wich, macht es uns unzweifelhaft, daß wir hier eine beginnende Selbstoffenbarung der „antiochenischen Gefahr“ vor uns haben².

Aber auch Cyrill, bald des Nestorius unbittlicher Gegner, hat ein Recht, nach dem eigentlichen Gehalt seines geistigen Wesens beurteilt zu werden. Man sollte vor allem aufhören, die offen unfreundlichen Berichte des byzantinischen Geschichtsschreibers Sokrates ständig zu wiederholen und sie mit sehr undurchsichtig-durchsichtigen modernen Stimmungen zu dem abstoßenden Bilde des rücksichtslosen kirchlichen Ränkeschmiedes zu verfestigen; anstatt dessen gilt es, das Wesen und Wollen des Patriarchen von Alexandrien aus seinen Schriften zu erheben. Da aber tritt ein Mann vor uns, der ohne Zweifel zu den ganz großen Theologen der an Theologen wahrlich nicht armen Väterzeit gehört, und den es insbesondere immer von neuem in die Geheimnisse der Erlösung und des Erlösers zieht; der also auch gar nicht des Anstoßes durch Nestorius bedurfte, sondern schon längst in seinem ureigensten Gebiet als tiefer und scharfer Dogmatiker daheim und tätig war. Der einzige Kommentar zum Johannesevangelium ist dafür vollgültiger Zeuge.

Man hat es dem Cyrill übel genommen, und es ihm als niedrige Demagogie ausgelegt, daß er die Streitfrage um den Titel „Theotokos“ gleich in die Wüste zu den Mönchskolonien getragen und diese doch theologisch nur wenig gebildeten Scharen sozusagen mobil gemacht habe. Aber im Mönchtum und in den Kreisen des Volkes, die es führte, gab es noch etwas anderes als theologische Ignoranz. Selbst ein Eduard Schwarz kann diese Einsicht nicht unterdrücken³. Auch ihm ist das damalige Mönchtum „der Hauptträger jener mystischen Frömmigkeit, die in der Anbetung des menschgewor-

¹ F. Loofs, Nestoriana, die Fragmente des Nestorius ... (Halle 1905).

² Auch die etwas zweideutige Haltung des Nestorius gegenüber den zu ihm flüchtenden verurteilten Pelagianern könnte nicht nur auf die Unklarheit, sondern auch auf die Brüchigkeit seiner Theologie hinweisen.

³ Zur Vorgeschichte des ephesinischen Konzils, in: Histo. Zeitschrift 112, 245 ff.

Stimmen der Zeit. 121. 4.

denen leidenden, sterbenden, auferstandenen Christus schwelgte. Die unausgesetzte, Tag und Nacht fortlaufende Verehrung Christi durch Gebet und Psalmodie, die das Mönchstum als seine oberste Pflicht ansah, drängte auch das nichtägyptische Mönchstum nur zu leicht dazu, für jeden Partei zu ergreifen, der jene Frömmigkeit auf sein Panier schrieb“ (247). Und auch von den „religiösen Impulsen“ in weiten Volkskreisen weiß der sehr kalte, aber auch sehr scharfsichtige Erforscher des Ephesinum etwas, die der „merkwürdige Rationalismus der Antiochener keineswegs niederzuhalten imstande war“, von jenen Impulsen, „die der Kultus des einen Christus, des Gottes, der in geheimnisvoller Weise Mensch geworden war, ... entfaltet hatte“. Und wenn nach demselben Gelehrten die entsprechende Formel auch zuerst im Apollinarismus geprägt worden war, so hatte doch „die dialektische Formel den Glauben ja nicht geschaffen, sondern nur eine kultisch-mystische Vorstellung rechtefertigen sollen, die vorher schon da war“ (245). Ja selbst von der innigen Wechselwirkung zwischen eucharistischem Glauben und Feiern und der Parteinahme für Cyrillus ist ihm eine ferne Ahnung aufgegangen, wenn er schreibt, daß sich in diesem Mysterium „immer von neuem auch der fanatische Eifer entzündete, der in jedem einen Lasterer sah, der an der im Ritus dargestellten Einheit von Gott und Mensch zu zweifeln wagte“ (246). Man darf es dem Cyrillus nicht verargen, wenn er die tiefen Anliegen der christlichen Frömmigkeit, die hier zwar verzerrt, aber doch gesehen sind, in ihrer ursprünglich reinen Bedeutung begriff.

Er begriff auch gleich den hehren Titel „Theotokos“, Gottesgebärerin. Er war ihm eben wie die zarte Hülle des unsaßbaren Geheimnisses der Person Christi; er war aber auch das zarte Band, das den Christenglauben der eigenen Gotteskindschaft an seinen Ursprung knüpfte, an Christus, Gott und Mensch zugleich. Es ist nicht so gewesen, als ob Cyrillus vorab die Marienverehrung in ihrem großen Sinne hätte begründen wollen, es ging zunächst um Christus; aber — was viel schöner zu sehen ist — Marienverehrung fand jetzt in der Selbstbezeugung christlichen Glaubensbewußtseins wie von selbst ihren eigentlichen Ort und Ausdruck. Es wurde im Graben nach den Tiefen des Geheimnisses Christi ein Quell aufgetan, der nun unaufhörlich weiterströmen und schönsten Blühen im Gesilde der kirchlichen Frömmigkeit hervorzubern sollte. Nach Ephesus kann der erleuchteten christlichen Frömmigkeit Marienverehrung nicht mehr gehaltloser Gefühlsüberschwang sein; in Maria, der Gottesmutter, grüßt der Christ die Gotteswürde seines Erlösers, des Menschensohnes; es grüßt ihn aber auch die eigene Würde seines Gnadenstandes, die in Maria in urbildlicher Reine über uns steht; es wird uns in Maria unsere Berufung zu dieser Höhe tröstlich glaubhaft, und huldvoll-mütterliche Hilfe uns beim Aufstieg versichert.

So hat die gemeinchristliche Auffassung vom Konzil von Ephesus doch nicht so ganz unrecht, wenn sie von all den Vorgängen nicht viel mehr weiß und behalten will, als daß man am Abend der entscheidenden Sitzung in der Marienkirche die Väter in festlichem Zuge mit Fackeln heimgeleitete und der Gottesmutter Preislieder sang, die heute der Häresie den Kopf zertreten habe. Auch das reifste katholische Verstehen dieser bedeutsamen Stunde der Kirchengeschichte kann sich noch heute diesem Triumphzug anschließen.

Ist es nicht überhaupt feinsten Ertrag der Geschichte von Ephesus, daß uns daran der geheime Sinn und die starke Führung katholischer Dogmenentfaltung aufgeht? Wem die Kirchengeschichte bloß Tummelplatz menschlicher Strebungen und Irrungen ist, die es mit menschlich-kürzichtigem Scharfblick zu verfolgen gilt, dem bleibt auch die Geschichte des Ephesinum ein Wirrsal wie die andern Erdendinge. Wer aber in herzhaftem Glaubenswissen in der Lebensgeschichte der Kirche Jesu Christi den göttlichen Gehalt und den leitenden Geist erwartet, der spürt ihn auch durch alle Unzulänglichkeiten der menschlichen Träger und Spieler. Dem wird auch das Wort verständlich, das Pius X. in den Tagen des Modernistenkampfes sprach, und das damals so viel mißverstanden wurde: für den Katholiken gehe es nicht an, die Kirchenväter und ihre Lehre rein nach den Grundsätzen der historischen Kritik zu beurteilen. Da sprach nicht unbefugte Engherzigkeit, da meldete katholische Haltung ihre unveräußerlichen Rechte an.

In dieser Haltung und in dieser Sicht erscheint das Menschlich-Allzumenschliche klein. Was bedeutet es doch, die Fehler des Charakters und die Unfertigkeit des Denkens bei Nestorius und Cyrillus gegeneinander abzuwägen, wenn ich weiß, daß hier noch höhere Weisheit am Werk ist und zu ihrem Ende kommt, für die die Menschen, ihr Streben und ihr Irren nur Werkzeuge sind? Was verschlägt es, zu beweisen, daß der Papst Cölestinus für seine Person und mit seiner Einsicht in die wahren Vorgänge im Orient kaum auf der Höhe der theologischen Erörterung der Stunde stand, wenn man sieht, daß sein rascher Entscheid für Cyrill und gegen Nestorius — die beide sein Urteil angerufen — den Gang der Dinge im Sinne der Glaubensüberlieferung und der kommenden Glaubensentfaltung festlegte und so das Lehramt Roms — wir sagen nicht, erstrahlen ließ, wohl aber sicher und würdig vertrat und das glänzendere Auftreten des großen Leo auf dem kommenden Chalcedonense vorbereitete? Was sind überhaupt Menschen, wo Gott waltet?

Aber auch die menschlichen Schicksale, von denen die Verurteilten — besonders ein Nestorius — betroffen wurden, erhalten so erst ihren rechten Zusammenhang und damit ihre wahre Größenordnung. Auch sie werden klein gegenüber dem Großen: dem Glaubenszeugnis durch die Jahrhunderte; aber das Große läßt auch über dem Kleinen eine neue Größe tröstlich aufleuchten.

Man darf den Wunsch hegen, es hätte die Rechtgläubigkeit bei aller grundsätzlichen Strenge der Person des unglücklichen Patriarchen mehr Milde erwiesen, mehr abwartende und verstehende Geduld brüderlicher Seelsorge. Nestorius, der nach Beginn des Streites bereit war, den Titel „Theotokos“ in einem halbwegs erträglichen Sinne zuzugeben, hätte vielleicht den Weg hinüber zum klaren Kirchenglauben gefunden, wäre nur einer gewesen, der von drüben ihm goldene Brücken gebaut hätte. So darf man wohl von einer Tragödie seines Lebens reden. Sein Leidensgefährte, Irenäus, hat dieses Wort in seiner Verteidigungsschrift für den Freund zuerst gebraucht. Das Wort ist zu schade, um heute einer schwächlichen Sentimentalität oder einer nicht minder schwächlichen Feindseligkeit gegen sog. „kirchlichen Fanatismus“ zu dienen. Tragödie ist nur, wo ein Leben, in Schuld erliegend, doch im Untergang einem Höheren Zeugnis gibt. Eine Ahnung von dieser Verklärung eines Lebens voll Leid — und mag das Leid auch aus der eigenen starren

Unbeugsamkeit kommen —, ging auch dem Nestorius in seiner Einsamkeit auf. Man darf wohl seinem Bekenntnis im Buche des Heraklides glauben. Es ist menschlich ergreifend. Von dem Orte seiner Verbannung hatte er gespannt die Wendung verfolgt, die die Glaubenserörterung nach dem Ephesinum nahm. Es zeigte sich nötig, einer Überspannung der Lehre von Ephesus in gewissen Kreisen zu begegnen, indem man die Rechte der vollen Menschennatur Jesu nachdrücklich betonte. Man befand sich auf dem Wege nach Chalzedon. Leo der Große hatte die Führung. Hieß das aber nicht, sich dem verfemten Standorte des Nestorianismus nähern? So erschien es jedenfalls dem Einsamen in der ägyptischen Dase. Wer will es ihm verdenken, wenn er, der zeit-
 lebens nicht ein Meister scharfen Denkens gewesen, die Entfernung zwischen sich und Leo unterschätzte? Freunde drängten, nun in letzter Stunde noch einmal hervorzutreten, an Leo zu schreiben und seine Sache erneut zu führen. Er habe abgelehnt. Er fühle den nahenden Tod. Er wolle den Frieden, für sich und für die Kirche. „Warum ich nicht geschrieben habe? Nicht weil ich hochmütig und unverständlich bin, sondern um nicht den (d. i. Leo) in seinem Laufe zu hemmen, der so gut einherschritt — bei dem Vorurteil, das nun einmal gegen meine Person bestand. Ich habe das Leid meiner Anklage tragen wollen, damit die Menschen leichter die Lehre der Väter annehmen könnten — mochte ich auch angeklagt sein; denn ich beschäftige mich nicht mit dem, was gegen mich geschah...“ (Livre de Héraclide, Nau 330). . . . „Für mich habe ich die Leiden meines Lebens und alles, was mir in der Welt an Leid geschah, wie einen Tag betrachtet, und ich habe mich während all dieser Jahre nicht gewandelt. Nun naht sich für mich die Stunde des Todes, und jeden Tag bitte ich Gott, mich zu befreien; denn meine Augen haben das Heil des Herrn gesehen. Freue dich mit mir, Wüste, mein Freund, mein Ernährer und meine Stätte, und auch du, Verbannung, meine Mutter, die du auch nach meinem Tode meinen Leib bewahren wirst bis zur Auferstehung nach Gottes Willen. Amen“ (331)¹.

An solchem Grabe geht man schweigend vorüber. Man weiß etwas mehr von der Tragik alles Menschlichen. Ja, man mag den Tag von Ephesus feiern. Dem Wissenden wird es dabei weder an Dank noch an Demut fehlen. Aber Gott allein ist groß. Er in seiner Ewigkeit, er im Evangelium „aufleuchtend im Antlitz Christi“ (2 Kor. 4), er aufleuchtend durch die Zeiten im Glaubensantlitz seiner Kirche und in der Liebe, die aus dem gottgeschenkten, gottverbürgten Glauben erblüht.

Ernst Böminghaus S. J.

¹ Auch wer sich noch nicht entschließen könnte, im Buche des Heraklides einen geschichtlich und literargeschichtlich allseitig gesicherten Bericht zu sehen, müßte doch in den Schlußworten jene höhere, sittlich gereifte Schau der Dinge erkennen, die wir dem Nestorius und jedem Menschen gleichen Schicksals wünschen müßten; die uns mit Nestorius, dem Menschen, versöhnt, und die auch uns, wenn sie uns eigen geworden, mit vielen Menschendingen vor ihm und nach ihm versöhnt.